

**Zeitschrift:** Wohnen  
**Herausgeber:** Wohnbaugenossenschaften Schweiz; Verband der gemeinnützigen Wohnbauträger  
**Band:** 33 (1958)  
**Heft:** 10  
  
**Rubrik:** Die Seite der Frau

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 15.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Die Seite der Frau

## Nach 25 Jahren

Die silberne Hochzeit feiert man je nach Situation mit mehr oder weniger Gepränge zu zweien, in der Familie oder im Freundeskreise. Unter Umständen feiert man sie auch nicht, weil man keinen Anlaß zum Festen hat. Jedenfalls ist man nach einem Vierteljahrhundert ehelichen Zusammenlebens über Erfolg oder Nichterfolg dieses Bundes so ziemlich im Bild und hat diverse «Lehrblätze» hinter sich. Ganz allgemein kann man sich, wenn man 25 Jahre irgendwo dabei war, ein Urteil erlauben, weil Resultate vorliegen, auf Grund derer man pro und kontra abzuwägen vermag. Zu Beginn eines Unterfangens, handle es sich dabei um die Gründung eines Hausstandes, einer Baugenossenschaft oder ums Kinderkriegen, weiß man nie mit völliger Sicherheit, was dabei herauschauen wird.

Als sich meine bessere Hälfte vor 25 Jahren dazu anschickte, eine kleinere Baugenossenschaft auf die Füße zu stellen, hatten er und seine Mitarbeiter mit sehr großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Die Welt sah düster drein. Es herrschte Arbeitslosigkeit, die Löhne wurden abgebaut, viele Wohnungen standen leer. Der Baudirektor der Stadt klopfte ihm auf die Schulter und sagte: «Was willst du jetzt noch Hüseli bauen, wo die Menschheit doch am Aussterben herummacht?» Tatsächlich war auch die Geburtenrate gesunken. Außerdem zog das Drogengespenst des Nationalsozialismus im Norden unseres Landes wuchtig am Horizonte herauf. Rückblickend muß man sagen: Es war niederschmetternd! Item, der Pappeli ließ sich nicht niederschmettern. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, die Hüseli zu bauen, und gebaut wurden sie. Lebenskräftig, optimistisch, geduldig und hartnäckig verfolgte er das gesetzte Ziel, und da sich ein gutes Team zusammenfand, um es gemeinsam zu erstreben, gelang das Werk der Unbill der Zeit zum Trotz. Am Sonntag schoben wir jeweils den Wagen, in dem unser Erstgeborener zappelte, zum Bauplatz hinaus und stolperten begeistert in den Neubauten herum. Es entstand eine reizende Siedlung von nicht zu langen Reihen von Einfamilienhäusern, für die man damals jedoch nur mit Mühe die nötigen Mieter und Genossenschaftler zusammentrommeln konnte; denn niemand besaß Geld, und für sozusagen alle bedeutete die Übernahme eines solchen Häuschens Einschränkung und Opfer. Wer hätte in jenem Zeitpunkte auch nur im Traume geahnt, es würde mal der Augenblick anbrechen, da man brennend um das Hüseli beneidet werde, weil es halt sooo billig, so schön und gäbig gelegen ist? Kein Mensch sah die seither eingetretene Entwicklung voraus, und diejenigen, die bei der Errichtung etwas von Füchsen und Hasen brummten, müssen heute noch viel weiter draußen vorliebnehmen.

Es freute meinen Teuren sehr, als er von der Genossenschaft eine Einladung zur Jubiläumsfeier und damit den Be-

weis erhielt, daß sein Einsatz und seine Leistung nicht vergessen worden waren. Leider mußte er an einer Tagung auswärts teilnehmen, welchen Bescheid ich dem Präsidenten am Telephon übermittelte. «Ja, so kommen doch Sie», forderte er mich freundlich auf. Ich glaubte zuerst, mich verhört zu haben. Aber nein, es war ihm ernst. Herrje, eine solche Ritterlichkeit ist unsereiner wirklich nicht gewöhnt! Ich wurde direkt verlegen und stotterte, ich wolle zuerst noch den Pappeli fragen, was er meine. Dieser meinte, ich solle die Einladung ruhig akzeptieren und nach dem Bankett der Festgesellschaft seine Grüße überbringen.

An einem schönen Sonntagmorgen trabten Katharina, die ebenfalls zu den Gästen zählte und sich vor Freude kaum spürte, los. Die jublierende Siedlung lag wie ausgestorben da und wurde von Sekuritaswächtern bewacht. Dafür gramselte es nur so in der einen Straße, wo die Postwagen bereitstanden. Eine Musik spielte. Jedermann bekam ein putziges Püppchen angesteckt, das im «Gmeinwärb» von Genossenschaftlerinnen angefertigt worden war. Das «Gmeinwärb» hatte überhaupt funktioniert. Das merkte man auf der ganzen Linie. Es klappte alles wie am Schnürchen. Die Fahrt ins Blaue hatte der Vorstand mit Kenntnis und Liebe ausgedacht. Nach der Parole: «Wozu in die Ferne schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah!» fuhren wir kreuz und quer in der weiteren Umgebung der Stadt herum in mir völlig unbekanntes Gefilde. Katharina saß mucksmäuschenstill neben mir und paßte auf, ob ich keinen faux pas begehe. Grosso modo war sie, so glaube ich wenigstens, nicht unzufrieden mit mir, nur meine kleine Rede, die ich an diejenige des Präsidenten nach dem Bankett anschloß, nahm das Schatzeli mir ein wenig übel. Mulier taceat in ecclesia. Und das Weib schweige in der Gemeinde! Wahrscheinlich teilt es diese Auffassung der frühchristlichen Aera, die ich als überholt ablehne. Ich mußte mir zwar innerlich einen zünftigen Mupf geben, bevor ich aufstand, um die Grüße des Gatten zu bestellen, meinen Dank für die Einladung zum Geburtstagsfest der Genossenschaft abzustatten und einige Reminiszenzen an die Vergangenheit aufzufrischen. Wir Frauen haben eben starke Hemmungen in uns, uns in der Öffentlichkeit zu produzieren, aber jede von uns sollte doch versuchen, sie an ihrem Platze, auf den das Leben sie gestellt hat, zu überwinden.

Nachdem ich dieser meiner Pflicht genügt hatte, gab ich mich für den Rest dem Vergnügen hin, nahm Kontakte von früher wieder auf, stellte mit Heiterkeit fest, daß die Menschheit nicht im Sinne hat, auszusterben, begrüßte herangewachsene Söhne und Töchter, ergötzte mich am Programm, das die Genossenschaftsjugend einstudiert hatte, und weidete mich am Anblick all der blühenden jungen Leute und den zufriedenen und fröhlichen Gesichtern der Genossenschaftler, denen die Siedlung zu einer wirklichen Heimstätte geworden ist.

Barbara